

Verdrängungen in der besten aller Welten

Die weit verbreitete Meinung, wer etwas leiste, habe grundsätzlich auch ein Ein- oder Auskommen, ist falsch. Meist treffen Erwerbslosigkeit und Niedriglöhne zwar diejenigen, welche eh kein grosses Bildungs-, Kultur- und Sozialkapital auf den Lebensweg erhalten haben. Aber es gibt auch in der vermeintlich wohlgeordneten Schweiz zahlreiche weitere Risiken. So können z.B. Selbständigerwerbende, KleingewerblerInnen, JournalistInnen, KunstgewerblerInnen und Kulturschaffende entweder sehr erfolgreich sein oder aber trotz grosser Anstrengung nie auf einen grünen Zweig kommen. Und denen ist mit «Tagesstrukturen» und «niederschweligen Integrationsangeboten» wenig geholfen.

Grundverschiedene Lebenswelten

Die einen fürchten sich vor dem Neid der anderen, die anderen vor dem Einbruch ihrer Karriere und die dritten sorgen sich, wie sie Ende Monat die Miete bezahlen sollen. Ist die lapidare Feststellung, dass dies schon immer so war, ein Grund zu resignieren? Oder gäbe es vielleicht nicht doch Möglichkeiten zur Veränderung? Armut in der reichen Schweiz ist eine Schande, auch und gerade wenn sie die Bildungsfernen und Resignierten betrifft. Dabei würden von einem gerechteren Ausgleich alle profitieren. Stattdessen werden Debatten über sogenannten «Sozialhilfemissbrauch» geführt. Armutsbetroffene bezichtigt man pauschal des Diebstahls. So sind sie doppelt gestraft. Armut scheint hierzulande praktisch ein Verbrechen zu sein.

Dass es bildungsferne Jugendliche gibt, die keine Lehrstelle finden, weiss man. Und dass alleinerziehende Mütter oft ein Problem haben, auch. Aber man kann und will es sich halt nicht so recht vorstellen. Auch nicht, dass Erwerbslosigkeit fast alle treffen kann. Die Schweiz verdrängt das Problem. Die «Arbeitslosenstatistik» gibt die Realität lediglich unzureichend wieder. Nur wer 100% erwerbslos und bei der Regionalen Arbeitsvermittlung (RAV) gemeldet ist, wird erfasst. Wer einen Zwischenverdienst oder ein Beschäftigungsprogramm hat, gilt als erwerbstätig, auch bei kleinsten Pensen. Wer ausgesteuert ist (d.h. nur noch vom Sozialdienst Unterstützung beziehen kann) und nicht mehr beim RAV gemeldet ist, fällt ebenfalls aus der Statistik. Wer nirgends gemeldet ist, sowieso. Die Statistik der Stellensuchenden ist objektiver, doch berichten die Medien meist nur über die wesentlich tieferen Arbeitslosenzahlen.

Die Politik spricht viel davon, «Chancengleichheit» herstellen zu wollen. Die Umsetzung ist hingegen ernüchternd. Stellvertretend für viele mögliche Vitas und als Illustration möchte ich Ihnen meine persönliche Geschichte erzählen. Dies in der Hoffnung, sie möge wenigstens auch unterhalten.

Ein nicht ganz gradliniger Lebenslauf

Meine Kindheit war sehr behütet, jedoch ökonomisch prekär. Meine Eltern mussten den Rapen zweimal umdrehen, bevor sie ihn ausgaben. Ferien im Ausland gab es nicht. Vater und Mutter hatten sich zudem einer religiösen Gemeinschaft angeschlossen, deren Mitglieder sich «nicht als Teil dieser Welt» betrachten. Auch wir Kinder wurden angehalten, kein «Teil dieser Welt» zu sein, was den Kontakt zu MitschülerInnen und Lehrpersonen nicht gerade erleichterte. Meine Leistungen in der Schule waren gelinde gesagt mittelmässig. Was sollte ich mit französisch? Wir hatten ja die Deutschschweiz nie verlassen. Im Turnen war ich eine Nuss. Aber ich könne gut zeichnen, bescheinigte man mir. Die Sek schaffte ich zwar knapp, aber der Semer oder Gymer lag für unsere Familie ausser Reichweite. Ich wollte diesen Weg damals auch gar nicht einschlagen. Wie hätte ich auch etwas wollen können, von dessen Existenz ich praktisch keine Ahnung hatte und das offenbar ohnehin nur für die «Mehrbesseren» infrage kam, zu denen wir eben nicht gehörten – wir waren ja nicht einmal «Teil dieser Welt»?

Und weil ich in der Schule «gut zeichnen konnte», machte ich die Aufnahmeprüfung in die Kunstgewerbeschule, Fachklasse für Grafik. Dort Aufnahme zu finden, war damals ein Privileg, und ich trauerte somit keine Sekunde einem verpassten Gymnasium und anschliessendem Uni-Studium nach. In der Fachklasse lernten wir vor allem ästhetische Grundsätze; richtige Proportionen und Perspektiven, ausgewogene Farbgebung, «gute» Typografie. Wir wollten alle KünstlerInnen, PlakatgestalterInnen oder KinderbuchillustratorInnen werden. Dass unsere Arbeit dereinst primär der Werbung dienen sollte, wurde an der Schule nur am Rande erwähnt. Über die Gesetzmässigkeiten der Wirtschaft hatten wir damals weder in der Volksschule noch in der Berufsschule etwas gelernt.

Mit dem frisch erworbenen Fähigkeitsausweis machte ich mich erstmals auf Stellensuche und fand bald eine Stelle in einem renommierten Grafikatelier in Zürich. Dieses hatte soeben die damaligen Schweizer Banknoten gestaltet und gehörte zu den Top Ten. Aber bereits nach einem Jahr wurde ich dort wegrationalisiert. Ein grösserer Auftrag war flöten gegangen, also kündigte man jenen mit der kürzesten Kündigungsfrist, unter anderem eben mir. Ich jobbte noch in einigen weiteren Werbeagenturen und erklärte mich dann zum «Selbständigerwerbenden Grafiker». Selbständig war ich nun zwar, aber mit dem «erwerbend» wollte es nicht so recht. Kleine Brötchen folgten auf kleine Brötchen – und nach insgesamt zehn Jahren Berufstätigkeit musste ich erst einmal Wege finden, um meine marodierte Kasse zu sanieren.

Was tat einer, der damals (1990) dringend zu einem Zwischenverdienst kommen wollte? Er ging zur Post! Da gab es kurzfristig verfügbare Stellen, vor allem in der Paketsortierung und im Güterverlad. Ich meldete mich also frohgemut in der Schanzenpost Bern und wurde in den Rangierdienst eingeteilt. Fortan kuppelte ich im «orangen Übergwändli» und mit riesigen Lederhandschuhen, ein mächtiges Funkgerät umgeschnallt, die grünen, gelben und rostroten Eisenbahnwagen der Post. Und nach einigen Jahren, teilweise als Aushilfsrangiermeister, machte ich, der ich nicht einmal ein Auto fahren kann, mit der Rangierlok den halben Bahnhof Bern unsicher.

Versuche, die Welt zu verbessern

Inzwischen hatte ich mir auch ein gewisses politisches Bewusstsein zugelegt – ich hatte bereits in Zürich sehr lebhaft bei der «AJZ-Bewegung» mitgemacht, und der religiöse Fimmel meiner Eltern sowie unsere ärmlichen Verhältnisse hatten mich auf allerlei Ungerechtigkeiten sensibilisiert – und ich wusste, dass man als Pösteler auch Gewerkschafter sein müsse. Und da ich mich engagiert zeigte, holte man mich gleich in den örtlichen Sektionsvorstand. Meine Gewerkschaftskarriere gedieh im Folgenden prächtig, wenn auch nicht ohne Misstöne. Erstens hatte ich schon bald einige «ungeschriebene Gewerkschaftsgesetze» verletzt und zweitens galt meine Sektion schon seit ehedem verbandsintern als ziemlich renitent. Ich war davon ausgegangen, dass die Gewerkschaft «basisdemokratisch» organisiert sei und stellte mir dies ungefähr so vor, wie ich es bei den «Vollversammlungen» im AJZ Zürich kennengelernt hatte. Dementsprechend unbedarft verfasste ich Anträge, Leserbriefe für die Gewerkschaftspresse und versandte Briefe an die Präsidenten anderer Sektionen. Tatsächlich sind aber die Berufsverbände ziemlich hierarchisch organisiert, oft mit regelrechten Patriarchen an der Spitze. Und mit denen ist manchmal nicht gut Kirschen essen, wie ich bald merken sollte. Insbesondere, wenn man eine andere als die Mehrheitsmeinung vertritt. Von der Gewerkschaftsbasis wurde ich also gegen den Widerstand der Funktionäre in diverse regionale und nationale Gremien gewählt, konnte die Arbeit bei der Post gar mittels «Freistellung für gewerkschaftliche Tätigkeiten» zugunsten der Verbandsarbeit an den Nagel hängen, aber eine Anstellung als Gewerkschaftssekretär hatte ich mir durch meine basisdemokratischen Eskapaden beim Verband der Post- und Telecom-Angestellten verscherzt. Nichtsdestotrotz nahm ich an Sitzungen und Verhandlungen teil, redigierte die Sektionszeitung, beriet Mitglieder in arbeitsrechtlichen Belangen und half sogar massgeblich mit, den ersten «Streik» in der Geschichte der schweizerischen Post zu organisieren. Es war eine spannende Zeit.

Gleichzeitig wurde ich auch Parteimitglied. Bei den «Roten», wie es sich für einen Gewerkschafter geziemt. Auch da holte man mich rasch in den Sektionsvorstand. Ich wurde Kassier und Redaktor der Quartierzeitung und kandidierte u.a. auch für den Stadtrat, beim zweiten Anlauf mit Erfolg.

Als die Post mit den «gewerkschaftlichen Freistellungen» zu klemmen begann, wurde es eng für mich. Ich fand schliesslich eine Stelle bei einer anderen Gewerkschaft, auf zwei Jahre befristet. Es war der Schwarzpeterjob, den bei den Gewerkschaften niemand machen will, nämlich «Zuständiger für die Mitgliederwerbung». Mein neuer Arbeitgeber litt (und leidet noch) an rapidem Mitgliederschwund, war nach diversen Fusionen geschwächt und hatte auch in den letzten paar Jahren keinerlei nennenswerte gewerkschaftliche Erfolge erzielen können. Ich gab mir also redlich Mühe, Mitglieder zu gewinnen, räume aber ein, dass ich wahrscheinlich beim Versuch, arme Teufel dazu zu bringen, eine Beitrittserklärung auszufüllen (so ungefähr wie die «Agenten» von «Orange» und «Sunrise» muss man sich das vorstellen), nicht unbedingt sonderlich überzeugend wirkte. Den Mitgliederschwund hatte ich nicht aufhalten können und so kam es wie es kommen musste; der befristete Vertrag wurde nach den zwei Jahren nicht verlängert. Die Gewerkschaften hatten das Interesse an meinen Diensten vorerst verloren. Ich stand auf der Strasse.

Frostiger Empfang in der Arbeitsvermittlung

Die erste Begegnung mit dem RAV war nicht gerade vielversprechend. Ich wusste um meine nicht sehr einfache Ausgangslage: Da war ein gelernter Beruf, den ich 14 Jahre lang nicht mehr ausgeübt hatte, dazu kam ein spezialisierter Industrierberuf mit Anlehre (Rangierarbeiter und Rangierlokführer), welcher langsam der Rationalisierung anheim fiel und den ich aufgrund der damit verbundenen physischen Gefahren ohnehin hinter mir lassen wollte, und zuletzt eine im weitesten Sinne politische Tätigkeit, für welche ich allerdings keine höhere Bildung vorweisen konnte, und welche naturgemäss ideologischen Schranken unterworfen ist (als bekennendem Gewerkschafter und «Linkem» stehen einem nicht alle Türen offen). Weil ich also nur beschränkt mit einer baldigen Weiterbeschäftigung rechnen konnte, überlegte ich mir auch Möglichkeiten für eine Weiterbildung. Da ich gerne schreibe und auch einige Jahre eine regionale Gewerkschaftszeitung redigiert hatte, lag eine Zusatzausbildung zum PR-Redaktor (Journalist für Firmen- und Fachpublikationen) nahe. Dazu riet mir auch der Mann im kantonalen Berufsbildungszentrum, wo ich mich ebenfalls hatte beraten lassen.

Damit kam ich allerdings bei meiner RAV-Beraterin gerade recht: Sie sei hier zuständig, damit ich möglichst schnell wieder meinen Lebensunterhalt selbst verdiene und nicht der Arbeitslosenversicherung (ALV) auf der Tasche liege. Sie sei somit nicht dazu da, mir zu einer Weiterbildung zu verhelfen. Ausserdem hätte ich ja einen Beruf erlernt. Tatsächlich sehen die einschlägigen Bestimmungen des zuständigen kantonalen Wirtschaftsamts (BECO) vor, dass Weiterbildungsmassnahmen nur bewilligungsfähig sind, wenn entweder gar keine Berufsausbildung vorhanden ist, oder wenn die Massnahmen dazu dienen, das bereits Erlernte zu erhalten oder an den derzeitigen Anforderungsstand anzupassen. Für mich heisst das konkret: Es kommt höchstens eine Weiterbildung infrage, welche zur Verfestigung meines ursprünglich erlernten Berufs «Grafiker» dient. Der Kurs «PR-Redaktor» wurde nicht bewilligt.

Ich gab nun nicht einfach auf, sondern entschied mich, den berufsbegleitenden Diplomkurs (Kostenpunkt: ein fünfstelliger Betrag) aus eigenen Mitteln resp. aus jenen meiner Lebenspartnerin zu finanzieren. Aber auch das ging nicht ohne Hindernisse. Die RAV-Beraterin unterbreitete mir eine Art Vertrag, auf welchem ich mit meiner Unterschrift bescheinigen sollte, dass ich im Falle eines Stellenangebots bereit wäre, die Ausbildung notfalls sofort abzubrechen. Ich weigerte mich rundweg, den Wisch zu unterzeichnen. Dies mit der Begründung, dass ich, wenn dies gesetzliche Vorschrift sei, den Abbruch der Ausbildung ohnehin würde in Kauf nehmen müssen, dass ich ihr somit höchstens bestätigen könne, die gesetzlichen Bestimmungen zur Kenntnis genommen zu haben und dass von «Bereitschaft» keine Rede sein könne. Als dann auch noch eine Journalistin des «Sonntagsblick» über meine Erlebnisse als Erwerbslosen berichtete (mit Bild), war bei der RAV-Beraterin endgültig der Ofen aus und sie weigerte sich, mein Dossier weiterzuführen. Seitdem werde ich von sehr netten und freundlichen RAV-Beratern betreut.

Und immer fleissig Post verschicken

Däumchen gedreht habe ich in den letzten vier Jahren nicht und auch ein wenig Geld verdient. So redigiere ich eine Quartierzeitung und erstelle Websites. Für diese Aufträge bin ich dankbar, aber zum Leben reicht es nicht, weshalb ich immer noch beim RAV gemeldet bin. Arbeit gibt es in meinem derzeitigen Leben reichlich. In diversen Vereinen und Ad-hoc-Gruppen bin ich ehrenamtlich tätig; seit kurzem auch im «Verein für soziale Gerechtigkeit», welcher sich zum Ziel setzt, die Themen Armut und Erwerbslosigkeit in der Schweiz nicht der Verdrängung anheimfallen zu lassen.

Bewerbungen schreiben sich ebenfalls nicht von alleine und auch passende Stellenausschreibungen muss ich jeweils erst zusammensuchen. Apropos Bewerbungen: Zirka 500 müssen es bisher sein. Rund ein halbes Dutzend Mal durfte ich mich irgendwo vorstellen; die restlichen Dossiers kommen zurück mit Sätzen wie: «Wir sind überzeugt, dass Sie bald anderweitig eine Ihren Fähigkeiten entsprechende Stelle finden werden.» Bewerbungen gingen an Nichtregierungsorganisationen und Verbände, an die Privatwirtschaft wie an Behörden, und kamen von da wieder mit Bedauern ausdrückenden Schreiben zurück.

In der Partei bin ich noch aktiv, habe allerdings einige Ämter abgegeben. Eine neue Generation hat dort die ältere abgelöst. Junge, strebsame, gut gebildete und «pragmatische» Leute, welche man im Zeichen der Jugendförderung aufbaute, die, um ihre grossen Arbeitspensen erfüllen zu können, Kinderhütendienst und Raumpflegerinnen beschäftigen und denen nur noch erläutert werden muss, was es mit dem Wort «sozial» im Parteinamen auf sich hat. Klagen will ich aber nicht. Das Bisschen Lohn plus ALV reichen, wenn man vernünftig damit umgeht und fast keine Konsumansprüche stellt. Und wenn man zudem wie ich über eine günstige Loge sowie ein engeres Umfeld verfügt, das einen stützt. Und wenn man nicht zuviel über die immer schmalere Altersvorsorge nachdenkt. Manchmal finde ich zwar, meine Arbeit wäre wesentlich mehr wert, aber wie meine Eltern bereits zu sagen pflegten: «Wir gehören eben nicht zu den «Mehrbesse»ren.»

Christof Berger

www.christof-berger.ch